



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Der Sohn des Freimaurers.

---

# Der Sohn des Freimaurers

Von Anna Kahser — Nachdruck verboten!

(Fortsetzung)

Ein Ruck. Der Wagen hielt. Zwischen Birkengrün und Fähnchen und weißen Mädchenkleidern weg löste sich eine Gestalt und sprang mit ein paar Säzen auf Werner zu.

„So, endlich habe ich dich erwischt, du Mordskerl! Seit zwei Jahren suchte ich dich steckbrieflich. Dachte, der Nil hätte dich verschlucht! — Also ist es doch wahr, ... du bist wirklich . . .“

„Kettenmann“, vollendete der Überrumpelte lächelnd, während ihn vom Wagen herab wohl zehn Augenpaare musterten.

Frater Mehren war weitergegangen, und Reinert bedeutete den Bewimpelten, ebenfalls weiterzufahren. Er selbst kam langsam mit Werner nach.

„Was in aller Welt hat denn dein alter Herr dazu gesagt?“ begann er wieder, während er Werners sehr veränderten äußersten Menschen von der Seite eingehend studierte. „Ich meine, so weit ich ihn kannte . . .“

Er brach ab, da er sah, wie ein Schatten über Herberts Gesicht glitt.

„Es ist gekommen, wie es kommen mußte“, entgegnete der ausweichend. „Wie geht es denn dir?“

„Ausgezeichnet, wie du siehst. Wir sind die Genießer, für deren Sünden du, armer Junge, büßen mußt. Aber, das muß ich dir verraten, dein und Helmut's Schritt wirkten damals auf die 'Burgundia', und die 'Fidelitas' insbesondere wie drei Kapuzinermissionen. Beinahe wäre die ganze Bande kopfüber in den Aschensack geflogen. Ich gestehe, ganz habe ich diesen Plan noch nicht aufgegeben.“

„Wirklich nicht?“ lächelte Werner mit einem belustigten Seitenblick auf Reinerts hellen Sportanzug.

„Übrigens das Neueste: Ab nächster Woche bin ich Assistent an der Klinik deiner Heimat. Soll ich Grüße ausrichten?“

„O ja, bitte“, versetzte Herbert erfreut. Er hatte den lustigen Hans immer gerne gehabt, trotz seines forschenden Draufgängertums, wohl gerade deshalb. Vielleicht, daß er ein wenig Sonnenschein daheim ins Elternhaus bringen konnte.

„Mach' dich ein wenig heimisch bei den Meinen. Du tust mir wirklich einen Gefallen. Weißt ja . . .“

„Wußte nicht, was ich lieber täte. Kann mir denken, wie leergebrannt die Stätte ist. Was fängt übrigens das verehrte Künzchen an? Trägt wohl Witwertrauer, was? Herbert! Herbert! — Er drohte

schalhaft mit dem Finger. — „Ich ahne, daß du was angerichtet!“

„Ich muß sagen“, fuhr er fort, als Werner schwieg, „für mich hatte Donna Ruth damals bei aller Ursprünglichkeit etwas Unnahbares, Hoheitvolles, aber auch wieder Fesselndes, etwas, was vielleicht ernste Männer veranlassen könnte, die Klingen zu kreuzen. Man wird, ob man will oder nicht, unwillkürlich brav in ihrer Nähe.“

„Da hast du recht. Ruth ist ein Edelmensch. Sie verjagt die Unholde der Schwermut aus meinem Vaterhause, wie Mutter mir schrieb. Ich wünsche ihr ein Glück, wie es ihrer hochgesinnten Natur entspricht.“

Reinert war ernst geworden. Herberts schlichtes Wesen, sein idealer Sinn, der ein Glück, wie es nur wenigen Sterblichen blüht, einfach beiseite legte, nur weil es ihm ein Hindernis auf seinem Höhenstiege war, machte aufs neue einen tiefen Eindruck auf ihn. Wieder tat er einen Blick in die Sphären jener Geister, die den Körper nur mehr als den Dienst in dem großen Kampfe betrachten, die Pfade klimmen, enge, schmale, auf denen nicht Platz ist für viele, — nur für einen, — für einen, der überwunden hat.

Wieder, wie bei dem letzten Zusammensein in München, hätte er das Haupt entblößen mögen vor diesem Geheimnis, das ihm wohl ewig Geheimnis bleiben sollte. Ein manhaftes Einsehen für eine große Idee hatte ihm stets imponiert, selbst wenn diese auf unbewußtem Irrtum beruhte oder auch über seinen Horizont ging.

„Den lieb' ich, der Unmögliche begeht“, dieses kühne Goethewort war auch das seine.

Darum konnte er auch Herberts Vater von seinem Standpunkt aus verstehen. Er tat ihm leid.

„Herbert, sag mir eines: Bist du glücklich? Ganz glücklich? Fandest du, was du suchtest?“

Frater Werner empfand, wie selten vorher, das Glück seiner Berufung. Bärtlich glitt sein Auge an seinem schlichten Kleide herab.

„Mehr, als ich suchte“, entgegnete er mit Innigkeit. „Möge auch dein Teil auf Erden so reich werden wie der meine.“

„Wann wirst du geweiht?“ fragte Reinert unvermittelt.

„Genau weiß ich es noch nicht. Sobald meine philosophischen und theologischen

Studien beendet sind. Das kann noch ein paar Jahrchen dauern.“

„Darf ich mit dabei sein?“

„Das wolltest du? Bist herzlich eingeladen. Vor allem schreib bald einmal, wie es den Meinen geht.“

„Selbstverständlich. Aber wie ist's mit derzensur in eurem Kast . . . in eurem Kloster?“

„Ist ungefährlich, wo Brüder friedlich beisammenwohnen. Anarchistische oder nihilistische Ideen werden deine Episteln doch nicht enthalten?“

„Wer weiß! Bin doch noch ein ganz Unbefehlter.“

„Nun muß ich gehen. Leb' wohl! Daß es dir wohl ergehe!“ sprach Werner und reichte Reinert die Hand.

„Auf Wiedersehen, mein ehrwürdiger Freund! Leb' wohl!“

Eilig schritt Werner aus, den Gefährten einzuholen.

Er kam ins Pfarrhaus, wo er ihn anzu treffen hoffte. Der Pfarrer aber erklärte bestremdet, daß er von einem Novizen nichts gesehen noch gehört habe. Sie gingen zur Kirche. Herbert vermutete, daß es den Schwierigenden nach dem Frieden des Tabernakels verlangt habe. Er täuschte sich. Er fand seine Spur nirgends. Er mußte durchs Städtchen hindurchgegangen sein, hinaus in die Freiheit. Vielleicht hatte ihn nachträglich die Scham erfaßt, seine stürmische Seelentwelt dem Mitbruder aufgedeckt zu haben. Herbert kannte zu gut diese Eigenart, die lieber einsam verblutet als irgend jemand einen Blick oder ein Anrühren ihrer Wunden gestattet.

Er konnte nichts für ihn tun als ihn der göttlichen Vorsehung empfehlen.

Nach acht Tagen kam er ins Kloster zurück. Er hätte die Arme ausbreiten mögen, als er seine Belle wiedersah.

Der Pater Magister war nicht überrascht, als er allein heimkam. Ein Brief, den er in der Hand hielt, gab ihm traurigen Aufschluß über Rudolf Mehrens Verbleib. Und gewährte ihm endlich Einblick in eine von tausendfachem Kämpfen und Lieben und Hass und Schwanen vulkanisch aufgewühlte Menschenseele. Es tat ihm weh, daß gerade dieser Novize, der anfangs so viel versprochen hatte, stets stolz und verschlossen eigene Wege gegangen war und den Notschrei seiner Seele erst zu ihm sandte, als es zu spät war.

Noch einmal las er traurig einen Teil des Briefes, der am Abende jenes Tages, da Herbert den Mitbruder vor dem Tabernakel gesucht hatte, geschrieben war.

„. . . Wäre ich vor einem halben Jahre zu Ihnen gekommen! Hätte ich doch den Mut gehabt! Ich würde Sie beschworen

haben: „Helfen Sie mir! Halten Sie mich!“ Heute sage ich es nicht mehr, denn es ist zu spät. In mir ist alles tot, was einmal als Glut brannte. Nur nicht das Eine, für das ich keinen Namen habe. Was ich verließ, es lockt mich wieder mit tausend Stimmen. Meine Seele ist zu müde, um noch nach Rettung zu verlangen. Meine himmelsstürmenden Ideale, Träume sind sie, verfohlte Glut. Nichts findet in meiner Seele noch Widerhall als der Todesschrei des Gefreuzigten: „Gott, warum hast du mich verlassen?“ Er hat recht getan, ein Schiff zu verlassen, das am Versinken war. Alle Quellen meiner Seele sind versiegte. Und da lauschte ich den Klängen wieder und sog die süßen Düfte ein, die aus den verlassenen Blütenwäldern der Welt in meine Wüste herüberwehten. Ich fand den Weg nicht mehr zu Gott — und nicht zu Ihnen — weil ich lieber verschmachten wollte, als vor Gerichtsschränken stehen. Ich weiß, was den glänzenden Lichtträger ehemals aus seiner Höhe in den Abgrund stieß. Es hat auch mich aus seinem Frieden getrieben. Und doch will kein „mea culpa“ über meine Lippen.

Ich bin gegangen, weil ich gehen mußte. Aber ich weiß nicht, ob meine Seele nicht mit tausendfacher Sehnsucht nach der Belle zurückverlangen wird, nach der Belle, die ihr Kerker war. Vielleicht schon morgen.

Um diese Stunde gehen die Brüder zum Chorgebet. Wenn Sie den leeren Platz im zweiten Stuhl sehen, dann sprechen Sie ein „Miserere“ für einen Verlorenen. Oder nein, tun Sie es nicht. Was tot ist, kehrt zum Leben niemals wieder! . . . Verzeihen Sie, daß ein Untwürdiger den Frieden Ihres Hauses entweihte. Denken Sie, daß er auch ein Unglücklicher war, der grausam litt . . .“

Hier brach der Brief jäh ab. Keine Unterschrift, keine Angabe irgendeiner Adresse. Der Schreiber hatte alle Brücken hinter sich abgebrochen.

Pater Fels war erschüttert von diesem schönungslosen Selbstbekenntnis. Der Arme! Wäre er doch eher zu ihm gekommen! Ihm hätte geholfen werden können.

Mehren war ein stolzer, schwer zu behandelnder Charakter, mit stark ausgeprägter Eigenart. Mit glühender Liebe zum Ideal und starker Begeisterungsfähigkeit, neigte er sehr zu Gegensätzen, bedurfte er einer ziel sicher leitenden Meisterhand, die er aber von Anfang an hart empfand. Hätte er sich durchgerungen und ausgehartet, schlagenloses Gold würde einmal zum Vorschein getreten sein. Er gehörte zu denen, denen die Alserwähnung nicht als freies Gnadengeschenk kampflos gegeben wird, die vielmehr

schwer darum ringen müssen. Daher auch die eigenen Zweifel an seiner Berufung.

Der besorgte Priester konnte einstweilen nichts tun, als die zerrissene Seele des Ringenden in die Hände Gottes legen.

Die Pirkholts in Nürnberg waren ein altes Patriziergeschlecht, Kaufleute von traditioneller Gediegenheit und Großzügigkeit. Ihr Geschlecht reichte bis weit über die Reformation hinauf. Pirkholtsöhne hatten sich zu allen Zeiten in höchsten kirchlichen Ehrenstellen bewährt. Des Hauses ältester Sohn hatte stets vom Vater den reinen Kaufherrnschild übernom-

Berthold, ein junger Architekt und Neffe Pirkholts, dem es in seiner „Möblierten“ zu einsam war, verlebte diese Abende mit seiner Braut meist bei den Verwandten.

„Dass Maria aber auch gerade heute wieder zu ihren Rangen müsste!“ äußerte er mühsam und dehnte sich im Klubfessel. „Ich glaube, sie ist nur mehr im Nebenamt Pirkholtsche Haustochter.“

Der Hausherr zuckte die Schultern. Tante Elisabeth sah den Neffen strafend an.

„Rangen“ darfst du zurücknehmen. Es sind sehr liebe, artige Kinder im Vinzenzheim. Ich freue mich, dass Maria nicht,



Eingeborene Schwestern beim Unterricht (Mariannhiller Mission)

men und seinem erstgeborenen Nachkommen vererbt.

Johannes Pirkholz, der jetzige Hüter des alten Wappens, trug den alten Namen mit Sorge. Zwanzig Jahre war es her, da legten sie ihm sein Töchterchen in die Wiege, — seine Gattin in den Sarg. Mit ihr war auch in ihm etwas gestorben, das nie wieder aufleben wollte. Er war gedrängt und gemahnt worden, ihr eine würdige Nachfolgerin aus Nürnberg's Töchtern zu wählen, das alte Geschlecht nicht dem Sterben zu weihen. Er hatte es nicht vermocht. Ob lebend oder tot, seine Brigitta blieb ihm die treue, alleinige Weggefährtin, die nie ein anderes Bild verdrängte. Seine Schwestern Elisabeth blieb gerne bei ihm im Elternhaus und wurde der kleinen Maria zweite Mutter.

Ein traurlicher Abend im Frühherbst. Einer der wenigen, die Pirkholz ganz den Seinigen widmen konnte. Ferdinand

wie so viele junge Damen, ihre Zeit verändert und vergähnt. Die Kleinen in St. Vinzenz vergöttern sie.“

„Verzeihung, gnädigste Mühme. Aber fürchtest du nicht, dass dein Töchterchen dir eines Tages ein Nönnchen wird? He, O hm, man munkelt schon!“

„Nanu, das ist mir das Neueste. Ich habe Munkeln von ganz was anderm gehört. Ob's Hand oder Fuß hat, wird nur meine Tochter wissen.“

Seine Schwestern ließ die Häkelarbeit in den Schoß fallen und sah die beiden groß an.

„Zwei Sensationen auf einmal! Und ich habe keine Ahnung“, tat sie etwas verlegen.

„Ah, jetzt fällt mir's ein. Das letzte Gerücht läuft, seit mein junger Kollege hier ist. Gi, sieh da, unsere flatschhungrige Damenwelt!“ warf Berthold ein.

„Meinst du den jungen Mehren? Das ist, soweit ich weiß, am Stammtisch ver-

hechelt worden", nahm Pirkholt das angegriffene schöne Geschlecht in Schutz.

„Sawohl, Mehren! Ich habe ihn hier eingeführt, er hat ein paar Skats mit uns gefloppt, ein paar Arien mit Maria gespielt. Wupp, die Sache ist fertig. Das heißt, in Kränzchen und Kasinos.“

„Ja, in Kränzchen und Kasinos“, lachte Elfriede Stein, Bertholds Braut.

Pirkholt war ernst geworden. „Was weißt du von Mehren?“ fragte er unvermittelt.

Berthold sah den Onkel überrascht an und warf Tante Elisabeth einen vielsagenden Blick zu.

„Was ich von ihm weiß? So viel wie nichts. Ich weiß nur, daß ich ihn sehr schätze, mehr als irgendeinen andern jungen Mann meiner Bekanntschaft. Warum, weiß ich selber nicht. Jedenfalls ist er der bedeutendste Mensch und die interessanteste Psyche, die ich in meinem dreißigjährigen Dasein kennengelernt.“

„Ich glaube, du hast recht. Auch mir war der junge Mann vom ersten Sehen sympathisch. Nur — ich weiß nicht recht — wenn ich ihm in die Augen sehe, ist mir, als stände ich vor unlösbaren Rätseln.“

„Ich auch.“

„Weißt du nichts über seine Vergangenheit? Ihr geht doch öfter zusammen“, forschte Tante Elisabeth.

„Ich erfuhr nur von ihm, daß er ein Kind des Badener Landes ist, aus gemischter Ehe stammt und auf einer Auslandsreise mitten auf hoher See geboren ist, daß er weder Eltern noch Geschwister mehr hat, auch, wie mir scheint, keinerlei angenehme Heimat- oder Kindheitserinnerungen. In diesem Umstand mag man den Schlüssel zu seiner starken Eigenart suchen. Er ist ein sehr verschlossener Charakter.“

„Aber jedenfalls keiner, der mit der Herde läuft oder nach der Menge fragt“, entgegnete Pirkholt nachdenklich. „Und solche sind zu unserer Zeit weiße Raben. Mehren scheint mir ein Mann, der noch an Ideale glaubt, aber vielleicht an solche, die in den Wolken liegen. Er scheint mir noch keinen festen Grund unter den Füßen zu haben. Er sucht noch.“

„Bist du aber ein prächtiger Seelenforscher, Onkel! Aber ich habe denselben Eindruck. Was meinst du, Tante?“

„Ich habe auf dem Winterfest der *Unitas* eigentlich nur Mehrenstudien betrieben! Einerseits war es mit ergötzlich, wie die junge Damenwelt den neu aufgetauchten Helden umschwärmt, andererseits wollte ich feststellen, wie der *Löwe* die Huldigungen aufnahm.“

„Und das Resultat?“ lachte Ferdinand. „Hatte er eine andere Methode als wir gewöhnlichen Sterblichen?“

„Ich glaube, er pendelt zwischen zwei Polen. Einmal fand ich ihn als feuer- und witzsprühenden Mittelpunkt eines sehr angeregten Kreises, als unermüdlichen Tänzer und Billardspieler. Gegen Mitternacht sah ich ihn zufällig im Teebabinett sitzen, ganz allein, den Kopf im tiefsten Grübeln in die Hand gestützt, eine Melancholie im Gesicht —! Ich war erstaunt oder vielmehr ergriffen. Er mochte sehr weit weg sein, denn er bemerkte mich nicht. Ich suchte nämlich Seiffelds, die mit uns früh heim wollten. Nachher wurde Mehren vermisst, man suchte ihn. Ich habe sie suchen lassen. Er war ohne Abschied weggegangen, und die Gesellschaft hat ihn monatelang nicht mehr gesehen.“

„Vielleicht hat er Sorgen“, wandte Pirkholt ein.

„Nein, nein. Seine äußeren Verhältnisse liegen sehr klar, klarer als seine Vergangenheit. Einem Gerüchte zufolge hat er theologische Träume gehabt. Ich möchte es glauben. Vor längerer Zeit sah ich ihn abends beim Dämmern durch ein Seitenportal in die Klosterkirche gehen. Ich suchte ihn, hatte Geschäftliches mit ihm zu besprechen. Unterhalb Stunden wartete ich auf ihn im Café gegenüber. Ich glaube, er ist an dem Abend nicht mehr herausgekommen. Ob ihm die Mönche Nachahnl gegeben haben?“ Er zuckte die Schultern.

„Merkwürdig!“ entgegnete Pirkholt. „Aber der Mann gefällt mir.“

„Ich denke, wir laden ihn zu unserer kleinen Gesellschaft ein an Marias zwanzigstem Namenstag“, sagte Tante Elisabeth nachdenklich.

Die Tür ging auf, und die Tochter des Hauses kam herein, mit strahlendem Gesicht, in äußerst guter Stimmung.

Sie grüßte munter und ließ sich neben ihrer Tante nieder.

„Eines, teure Kusine“, sagte Berthold, ehe sie noch ein Wort gesprochen hatte, „spare deine Verlautbarungen in puncto Vinzenz- und Elisabethhaus für morgen. Läßt uns diese kostbare Stunde zum Projektieren des nahen Festes ausnutzen.“

„Festes? Mir keins bekannt.“

„Nun, kleines Nönnchen, feierst du nicht nächste Woche deinen zwanzigsten Namenstag? Das hast du wohl über *Ringelreihe* und *Blinde Kuh* vergessen?“ neckte Elfriede.

Maria lächelte. Pirkholt sah voll Stolz auf seiner weichherzigen Brigitta liebliche Tochter.

„Nun, was ist da groß zu überlegen? Ihr habt doch sonst immer alles arrangiert bei solchen Gelegenheiten.“

„Es geht um die Einzuladenden. Wen will das Festkind zum Partner haben?“

„Mir ganz einerlei.“

„Ich dachte, meinen Freund, den Architekten.“

„Herbholz?“

„Nein, Mehren.“

Ein jähes Rot stieg in das vorher so gleichmütige Mädchengesicht.

Berwirrt griff sie nach Tante Elisabeths Häkelsmuster und sagte, seinem Blicke ausweichend: „Du mußt es wissen. Wenn er . . . wenn es Herrn Mehren recht ist!“ Ihre Hand, die die feine Häkelarbeit musterte, bebte leise.

„Abgemacht! Und wer soll noch alles eingeladen werden?“

„Sehr wenige, bitte. Nicht wahr, Tante? Vater, du meinst doch auch, daß wir nur im kleinen, gemütlichen Kreise feiern, wenn es schon nicht ganz zu umgehen ist.“

„Also wie beim Maifest zu deinem achtzehnten Lenz“, schlug Berthold vor. „Weißt du dann vielleicht noch eine Dame, mit der wir Freund Herbholz behaften könnten? Der arme Kerl tut mir leid. Solch ein Toggenburgergeschick trägt sich schwer.“

Er sah Maria forschend an. Aber ihr Gesicht war unergründlich.

„Weißt ihr, was ich möchte? Ruth Heltorf einzuladen. Ob sie kommt, ist allerdings eine andere Sache. Sie ist sehr still geworden, seitdem ich im Februar zum Eislaufen am See war. Ich erwartete sie seit Monaten.“

„Ah, die „Mignon“ von Valkenburg?“ rief Berthold. „Ich habe sie ja damals bei unserer Rheinreise kennengelernt. Ganz was Alpartes. Die braunen Augen dieser Donna Ruth vergißt man nicht so leicht. Und sie ist doch eigentlich nicht, was man so gemeinweg schön nennt. War sie nicht quasi mit einem Bette fünften Grades verlobt?“

„Verlobt eigentlich nicht, aber es war schweigendes Übereinkommen von jeher. Es ist nichts daraus geworden, weil — du rätst nicht, warum.“

„Nun, da ist eben einer von den beiden abgeschwient. Kommt alle Tage vor.“

„Mitnichten. Dr. Werner ist Missionskandidat in T.“

„Wa — as?“

„Ja nun, warum wundert dich das? Ist für den Herrgott und seine Sache irgend was oder irgend jemand zu schade?“ warf Tante Elisabeth ein.

„War Werner nicht der einzige Sohn? Und sein Vater — Freimaurer?“ fragte Pirkholt im höchsten Grade interessiert.

„Allerdings. Ich kann die Tragödie nicht ausdenken, die noch jetzt über dem einst so frohen Wernerschen Hause liegen mag. Deshalb mag Ruth auch wohl so schweigend sein“, gab Maria ernst zurück.

„Davon mußt du mir Näheres erzählen. Das hört sich ja an nach Alohsius und

Franziskus. Ich meine, das ist schon Heldenhum, von einer Ruth Heltorf geliebt werden und dann — den schwarzen Rock anziehen.“

„Weißt ja gar nicht, daß sie ihn liebte“, warf Elsfriede dazwischen.

„Das wußten wir schon im Kloster“, sagte Maria versonnen. „Deshalb war Ruth auch allen so interessant. Herbert Werner war einmal mit seiner Mutter in Valkenburg. Wir sahen ihn mit ihr und Ruth im Garten. Von dem Tage an war Ruth die Allbeneidete. Wie mag sie es tragen?“

„Schade, den jungen Mann hätte ich kennen mögen“, sagte der Hausherr nachdenklich. „Ein Trost, daß unser Jahrhundert noch solche Geister zeugt.“

„Meine Reverenz solchem Übermenschen! Aber wer kann aus seiner Haut? Es muß ja auch Alltagsmenschen geben. Servus! Es schlägt zehn. Gute Nacht!“ Berthold stand auf.

Im Kamin verglomm die letzte Glut. Nach einer halben Stunde lag Haus Pirkholt in Ruhe und Dunkel. Nur Maria saß noch eine Weile sinnend bei abgedämpftem Licht und träumte in die herbstliche Nacht. Dann setzte sie sich an ihren Schreibtisch und schrieb einen langen Brief an ihre Pensionsfreundin Ruth Heltorf. Woher das tiefe Heimweh nach einer jungen, verstehenden Freundin kam, Maria Pirkholt wußte es in dieser Abendstunde selber nicht.

Es war am Tage vor dem Feste. Maria ging mit ihrem Vater über die Promenade, um frische Blumen für die Tafel zu besorgen.

„Freust du dich?“ fragte Pirkholt und sah sie forschend an.

„Sehr, Vater.“

„Früher war dir ein Herumtollen mit deinen Binzenzrabanten lieber als z. B. der Ball bei Landrats, der doch die ganze Jung-Mädchen-Welt entzückte. Weißt du, dein Papa hat hie und da Herzbangen um sein Töchterchen gehabt.“

„Warum?“

„Deine Mutter hat in ihrer Jugend Klostergedanken gehabt. Und da meinte auch Tante Elisabeth, ihre Tochter könnte erblich belastet . . . wollte sagen, bedacht sein.“

„Als Mütterchen dann aber meinen herrlichen Papa kennengelernt, hat sie doch nicht Nonne werden können, nicht wahr, Väterchen?“ kam's leise zurück. Pirkholt sah, daß ein weicher Glanz in den Augen seiner Tochter aufleuchtete.

„Ach, was Ernstes wird es auch mit dem Nonne-werden-wollen nicht gewesen sein. Vielleicht so eine Pensionatschwärmerei. — Weißt du auch, Kind, daß du —

schon viele Hoffnungen zum Tode verurteilt hast? Beichtveren dich so viele Träumer nicht?" lächelte er gutlauig.

Sie blieb ernst.

„Vater, ist ein einziger bis jetzt gekommen, der — auch einmal nach anderem gefragt hätte als nach meines Vaters Tochter? Etwa nach — meiner Seele?“

„Und ist er nun gekommen?“

Sie wandte das erglühnte Gesicht zur andern Seite und sagte leise: „Ich weiß es nicht!“

Sie waren an der Blumenauslage angekommen. Maria wählte weiße und rote Rosen. Es waren die letzten.

„Früher hattest du nur die weißen gern“, äußerte ihr Vater verwundert. „In deinem achtzehnten Geburtstage war alles Warme, Rote verbannt. Mir tat's eigentlich leid.“

„Ich weiß selbst nicht, Vater, warum ich jetzt auch die roten so gerne habe. Ich glaube, Ruth Heltorf hat sie auch gern. Damals hatte ich das weiße Arrangement den Schwestern von Maria Hilf für das Ewige Gebet zugesetzt, das am folgenden Tage war.“

„Kommt Ruth Heltorf?“

„Sie hatte erst abgeschrieben. Aber auf mein Ultimatum hin hat sie zugesagt.“

„Auch Architekt Mehren hatte erst abgelehnt, aber ich habe ihn selbst nochmals gedrängt. Ich schäze ihn sehr, Maria.“

Wieder forschte er in den Bügeln seiner Tochter. Was er feststellte, machte ihn sehr glücklich.

Maria war froh, daß sie gerade Bekannten begegneten, die sie der Antwort überheben. — — —

Das Fest war da und hatte eine Fülle leuchtender Herbstsonne mitgebracht.

Ruth Heltorf kam am Vorabend. Maria ging ein unbeschreibliches Gefühl durch und durch, als sie die Freundin nach einem halben Jahre wieder sah. Unsagbares mußte Ruth erlebt haben. Es lag eine Reife und Abgefährtheit über ihr, daß Maria sie auf dem Wege vom Bahnhofe immer wieder ansehen mußte.

„Ich glaube, Ruth, du bist nicht gerne gekommen“, fragte sie nach der Begrüßung.

„Zu dir kam ich gerne. Nur wäre ich lieber zu anderer Zeit gekommen. Ich weiß nicht, ob ich zum Festfeiern tauge“, gab Ruth verhalten zurück.

„So warst du früher nicht, obschon du lautem Krübel abhold warst. Ich meine, solch ein kleines Familienfest im kleinen, ausgewählten Kreise! Übrigens, wie steht's daheim am See?“

„Gut. Ich habe viele Grüße mitgebracht. Es ist ziemlich still bei uns geworden, seit du das letztemal bei uns warst.“

„Ich weiß . . .“

In Ruth Heltorfs Augen lag ein Ausdruck, der Maria schweigen ließ.

„Ich hatte große Sehnsucht nach dir, Ruth. Ich glaube, das Fest hätte mich nicht gefreut, wärest du nicht gekommen.“

„Eines möchte ich dir gleich nur sagen, Maria: Ich tanze morgen nicht!“

Maria Birkholz erschrak fast vor dem müden Ton, in dem Ruth sprach. Sie entgegnete nichts, denn auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig ging eben ein Herr grüßend vorüber. Ruth Heltorf sah, daß ein tiefes Rot der Freundin bis in die Stirn stieg, und sah sie fragend an.

„Architekt Mehren“, gab Maria mit leiser Stimme Bescheid. „Er ist ein Freund meines Vaters. Den kennst du ja. Ferdinand führte ihn bei uns ein. Vater schätzt ihn sehr.“

Um Ruth Heltorfs Mund spielte ein Lächeln. Aber sie sagte nichts.

„Du mußt erst ein Stündchen ausruhen, ehe du Vater und Tante begrüßest, Ruth. Du siehst furchtbar abgespannt aus“, sagte Maria bestimmt, als sie daheim Ruth auf ihr Zimmer begleitete. „Überhaupt“, sie legte den Arm um die Schultern der Freundin und sah ihr tief in die Augen, „du scheinst mir sehr verändert. Bist so still — und so ernst — und — ich weiß nicht, ich habe keinen Namen dafür.“

Sie legte beide Arme um Ruths Nacken und drückte ihre heiße Wange an der Freundin kühle. „Ruth, ich glaube, du leidest.“

Über Ruths Gesicht ging ein weher Zug. Sie wandte den Blick weg, hinaus in den verglühenden Herbsttag. Dann sah sie Maria an, und in diesem Blicke lag eine Resignation und Traurigkeit und eine flehende Bitte: „Frag mich nicht!“ daß Maria die Tränen in die Augen stiegen. Leise, fast scheu flüsterte sie Ruths Stirn. Als sie sah, wie es um ihren Mund zuckte, ging sie still hinaus und ließ Ruth allein.

(Fortsetzung folgt)